

13. Juni 2014

Poetische Mobilmachung

Vom Ersten Weltkrieg bis zum Taksim-Platz: Das 15. Berliner Poesiefestival setzte sich mit Lyrik und Gewalt auseinander.

"Lass mich am Leben, Leser / Dieser Hals hat sich in jahrelanger Arbeit / gestählt um dieser Axt zu widerstehen / Und dieser Körper, schmal wie er ist / hat so viele Glieder an Kriege verloren": Die Kriegsschauplätze, von denen die 1975 in Madras geborene Poet-Performerin Tishami Doshi in ihrem "Kontrakt" erzählt, meint den in der indischen Gesellschaft geschundenen weiblichen Körper ebenso wie den symbolisch ausgelieferten, wenn eine Frau einwilligt, ihre "Haut umzustülpen", um sich in die Gehörgänge ihrer Leserschaft einzunisten. Doshi kommt wie ihre afrikanischen Kollegen Wanjiku Mwaurah, Alain Serges oder Sbu Simelane von den "Rändern der Komfortzone". Sie führten in der Berliner Akademie der Künste vor, dass poetische Wortkunst aus einer doppelsinnigen, politischen und körperbezogenen, Bewegung geschlagen wird: Rappend wie der brasilianische Kultmusiker Criolo, in mitreißendem Stakkato bei Temye Tefsu, emphatisch bei Cornelius Jones oder getragen deklamierend wie bei der aus Johannesburg stammenden Philippa Yaa de Villiers.

Vom Krieg ist bei der 15. Ausgabe des jährlich von der Literaturwerkstatt Berlin ausgerichteten Poesiefestivals viel die Rede. Der Bogen spannt vom Ersten Weltkrieg bis zu den heutigen "Schlachten" am Gezi-Park und in der Ukraine. Ist der Krieg eine Art Schrittmacher der Poesie, der "ungeahnte, sieghafte Zu-Ende-Bildner", wie die Apologeten des Ersten Weltkriegs glaubten oder schafft er, wie sich die Experten in Bezug auf "The Great War" einig waren, doch nur vereinzelt avantgardistische Spitzen, Leuchtraketen über dem Schlachtfeld lyrisch-nationalistischer Propaganda?

Kriegspoeten aus sieben europäischen Ländern

Den verengten deutschen Blick weitete eine bemerkenswerte vielstimmige Bild-Wort-Performance, die Kriegspoeten aus sieben europäischen Ländern zusammenführte. Wie Rilke "glühte" man zu Beginn des Krieges auch in den benachbarten Staaten dichterisch "in eins zusammen", feierte mit Apollinaire den Krieg als ästhetisches "Wunder", bis man in den flandrischen Schützengräben allmählich zur Erkenntnis gelangte, dass "Gott eingeschlafen" sein muss, so der ukrainische Dichter Alfred Margul-Sperber und der Mensch dem Menschen "ein Menschenfresser" bleibt, wie Hovhannes Tumanyan in seiner armenischen "Seelenmesse" intonierte.

Die poetische Mobilmachung fungierte im Ersten Weltkrieg als eine Art soziales Medium: Diese interessante Beobachtung des niederländischen Literaturwissenschaftlers Geert Buelens hätte man gerne konkreter ausgeführt gesehen anstelle von von Allgemeinplätzen der Art, dass das große Massenschlachten keinen förderlichen Einfluss auf die lyrischen Formen hatte. Der Appell-Charakter von Gedichten war immerhin geeignet, das schnelllebige Kriegsgeschehen einzufangen, die physische und psychische Ausnahmeerfahrung zu verarbeiten und sie in einen kriegsbedingt eingeschränkten publizistischen Produktionskreislauf einzuspeisen.

Dass einige Granaten des Ersten Weltkriegs nach wie vor nicht entschärft sind, zeigt das Beispiel Türkei, die sich bis heute ihrer Schuld an den Armeniern nicht stellt und deren Nationalismus auch die inneren Kriege begünstigt. Gespenstisch mutet es an, wenn die im Ersten Weltkrieg erfundenen Gasmasken wieder auftauchen in einem Gedicht von Gökçenur C. mit dem Titel "Gasmaske, Taucherbrille, Talkum und Milch" als Gegenmittel gegen die Reizgasangriffe der türkischen Polizei auf die Gezi-Aktivist*innen. "Irgendwie schienen sich alle zum ersten Mal zu küssen und die Bäume zu achten", lautet eine Gedichtzeile von Onur Behramolu, die die Begeisterung, den anfänglichen "Zauber" und die "Liebe" besingt, die die türkische Zivilgesellschaft mit der neuen Hackergeneration auf dem Taksim zusammenschweißt.

Die dabei entstehende Street-Art-Poetry, die beim Festival vorgestellt wurde, erzählt von der Faszination des Aufbruchs, aber auch von der Ernüchterung und vom Schrecken. Geht nicht auf die Balkone, warnt etwa Kaan Koc, ihr könntet sterben. Und weiter: "Der Wind hat seine Geduld verloren, kommt auf mich zu / Panzerwagen, Gewehre, Kinder, Erste Nächte, jungfräuliche Tode / Das Sauberste". Die nach und nach erfahrene Ohnmacht des Wortes verdichtet die Lyrikerin Nesilhan Yalman: "Das Gedicht ist in die Stadt gekommen/ – vergesst es – / es gibt keine Verständigung ab nun".

Operative Literatur hätte man das vor vierzig Jahren genannt. Auch in diesem Fall ist das Gedicht reaktionsschneller als der Film oder die Prosa.

Autor: Ulrike Baureithel